

Besuch im einzigen Seehunde-Krankenhaus der Welt

Heuler im Sturm

Pieterburen: Größte Aufzuchtstation des Kontinents

Mehr als 20.000 Seehunde leben im Wattenmeer der Nordsee. Doch dem Wildtier geht es an den Pelz: Umweltgifte schwächen sein Immunsystem. Was tun, wenn Robben krank werden? Gar nichts, sagen die Dänen und viele deutsche Naturschützer. Im holländischen Pieterburen kämpfen Veterinäre, Biologen und ihre Helfer um jedes Tier – im weltweit einzigen Seehunde-Krankenhaus in Pieterburen.

Knuffig sieht er aus, der Halbstarke: Knopfaugen, Pausbäckchen und Stupsnase im pelzigen Gesicht. Der flauschige Charme täuscht: Henk reißt das Maul auf. Zwischen seinem Bärtchen schimmern Zähne, scharf wie Tranchiermesser, wie sie sonst nie auf den süßen Seehunde-Bildern von Kinderkalendern zu sehen sind. Die Kegelrobbe zittert vor Angst. Sie faucht, bäumt sich auf. Wie ein Wildtier, das jahrhundertlang gejagt wurde und dem Menschen nicht traut. Selbst dann nicht, wenn er Heringe bringen. Pieterburen bei Groningen. Ein Pünktchen auf der holländischen Landkarte, ein Fingerbreit unter der Nordsee, leicht zu übersehen. Rote Klinkerhäuser drängen sich um ein Hotel, eine Windmühle, zwei Restaurants und einen Naturkostladen, in dem auch Briefmarken verkauft werden. Möwen kreischen. Kühe und Schafe weiden auf feuchten Wiesen. Kanäle durchschneiden das platte Land bis zum Horizont.

Im Seehunde-Krankenhaus riecht es nach Meer, Fisch und Chlor. Eigentümliche Rufe, halb Krähen, halb Weinen, hallen von den Fliesen. Dann zeigt sich die Rasselbande: Robben, überall. Zu zweit und zu dritt dösen die Neuankömmlinge in badezimmergroßen, verglasten Quarantänestuben. Zu Dutzenden gleiten die Schwimmer durchs Wasser. Eine Horde lümmelt sich an den Innen- und Außenbecken. Einige räkeln sich unter Wärmestrahlern, aalen sich in der Sonne, andere knabbern verspielt an ihren Flossen.

Der Kindergarten ist rappellvoll: 120 Patienten halten die Station in Atem. Allein innerhalb eines Monats haben ehrenamtliche Helfer 45 Seehunde von Sandbänken im Wattenmeer gerettet. Nicht nur „Heuler“, wie die Waisenbabys genannt werden, weil sie nach ihren Müttern rufen, auch verletzte und kranke Tiere.

Wahre Tragödien müssen sich im Wattenmeer abgespielt haben. Ein Heuler wurde von Möwen attackiert. Seinen Stuben-Nachbar rissen Wellen fort. Ein Tier ist mit einer eitrigen Halswunde ins Krankenhaus eingeliefert worden. Das Röntgenbild eines Seehundes hat alle überrascht: In seinem Schädel steckten Schrotkugeln. Irgendjemand muss aus nächster Nähe auf die Robbe geschossen haben. Die Seehundjagd ist in den Niederlanden und Deutschland seit Jahrzehnten verboten.

Als Francis vor einer Woche in die Notaufnahme kam, war sie klinisch fast tot. Ein hilfloses Knäuel, keine drei Tage alt, zu schlapp um zu heulen. Es stand nicht gut um die Kleine: Sie dehydrierte, hatte Würmer im Darm und wog keine zehn Kilo. Inzwischen hoppelt Francis schon wieder durch die Quarantänestation.

Derartige Eingriffe in die Natur gelten andernorts als verpönt: In Dänemark werden Robbenwaisen erschossen. Schleswig-Holstein hilft höchstens dem gesunden Nachwuchs. „Wir reduzieren die Aufzucht auf ein sehr geringes Maß“, bestätigt der Kieler Wildbiologe Dr. Kai Abt. Der Bestand soll sich aus eigener Kraft vermehren. In Niedersachsen ist die Überlebenschance größer: 78 Heuler finden derzeit in der Aufzuchtstation Norddeich bis zu ihrer Auswilderung Asyl.

In Pieterburen bekommen alle eine Chance. Das internationale 30köpfige Team kämpft um jede Robbe. Veterinäre und Biologen, Pfleger und Praktikanten aus Holland und Israel, Mauretanien, Iran, Griechenland, Norwegen und anderen Ländern. Mühevoll und oft monatelang päppeln sie die Schreihälse wieder auf. Täglich in zwei Schichten, von sieben in der Früh bis abends um elf, im Notfall auch rund um die Uhr. Per Video werden die Krankenzimmer überwacht. Nicht immer ist der selbstlose Einsatz von Erfolg gekrönt: Vier bis fünf Prozent der Seehunde müssen schon nach der Erstuntersuchung eingeschläfert werden. Sie haben keine Überlebenschance.

Die Retter sind unentwegt im Einsatz. Neben der medizinischen Therapie rufen viele Pflichten: Fisch auftauen, Becken und Fliesen schrubben, Robben in Korbtruhen verfrachten und wiegen, Säcke mit Rehydrierungssalz schleppen. Da bleibt kaum Zeit, in der Kantine Kaffee zu schlürfen und Gouda aufs Butterbrot zu hobeln.

Elf Uhr vormittags. In den Küchenbecken schwimmt schon das Mittagessen: aufgetaute Heringe. Viermal am Tag gibt es Fisch, neun Zentner insgesamt. Die schwächsten Babys erhalten eine zusätzliche Ration am Abend. Robbenpflegerin Marrije Verspuij zerstößt Vitaminkapseln und Antibiotika im Mörser. Sie trickst ihre Patienten aus und versteckt die Medikamente im Heringsbrei. „Ich kann einer Robbe nicht sagen, mach‘

mal den Mund auf, Kleine.“ Mindestens 750 Gramm sollen die Heuler täglich zunehmen. Erst wenn sie sich ordentlich „Blubber“ – das ist die Fettschicht – und mindestens 25 Kilogramm angefuttert haben, dürfen sie in die Freiheit zurück.

Einige Heuler fressen bereits ganze Fische aus der Hand. Andere müssen das noch lernen. Francis wird die Mahlzeit über eine Magensonde eingetrichtert: 800 Gramm Herings-Shake – da schmilzt das Mädchen dahin. Jetzt hat sie Schluckauf. In vier Wochen wechselt der Hüpfen zu seinen älteren Gefährten ins Sammelbecken. Bis dahin soll er ganze Heringe schlucken – hoffentlich.

Marije Verspuij verschwindet in der Isolierstation. Raus aus Überkleidern, Schuhwerk und Socken, rein in die keimfreie OP-Kluft: Sterile Kittel, Einweghauben, Einweghandschuhe, Mundschutz und Latex-Latschen sind Vorschrift. Das Immunsystem der zwölf Neuankömmlinge ist geschwächt, die Infektionsgefahr ist groß.

Das Herz der Station ist eine Oase der Stille – bis zur Mittagszeit.

Spätestens dann ist Pieterburen fest in Touristenhand. Zu Hunderten strömen sie in den „Zeehondencrèche“. Kinder drücken an der Glasfront der Quarantäne ihre Nasen platt. Die schalldichten Fenster verschlucken ihr Lachen. 250.000 Besucher pilgern jährlich nach Nordholland, vornehmlich Familien und Schulklassen. Absperrungen halten die Besucher von den Becken fern. Das Krankenhaus ist kein Streichelzoo.

Zutraulich geben sich die Robben nur bei der Fütterung. Die Einzelgänger dulden keine Berührungen. Gegen ungewollte Zärtlichkeit setzen sie sich mit scharfen Zähnen zur Wehr. Kulleraugen hin oder her, in Pieterburen werden Seehunde behandelt als das, was sie sind: Raubtiere. Veterinäre und Pflegerinnen beschränken den Kontakt zu den Heulern in der Krabbelstube auf das Nötigste. Alles muss fix gehen, jeder Handgriff sitzen: Abhören, Blut abnehmen, Fieber messen, Impfen, Spritzen setzen, Einreiben mit Wundsalben, Zäpfen einführen, füttern – weg ist die Crew.

Vor 38 Jahren fing alles an: 1971 planschte der erste Heuler in einer runden Zinkbadewanne, mitten im Garten der Lehrerin Lenie `t Hart. Dem Stromer folgten tausende Robbenbabys. So viele Tiere haben die quirlige Chefin des Seehunde-Hospitals und ihr Team bis heute retten können. „Wir haben die höchste Überlebensrate weltweit: etwa 95 Prozent!“

Mittlerweile werden „Lenies“ Erfahrung, Wissen und Rat in der ganzen Welt geschätzt. Ob auf den Shetland-Inseln, in Uruguay, Mauretanien, Kalifornien oder Griechenland – das Spezialteam in Pieterburen half den Meeressäugern schon an vielen Orten, so u. a. den Seelöwen auf Galapagos

und den bedrohten Mönchsrobber auf der griechischen Sporaden-Insel Alonissos.

Robberrettung ist nicht nur schweißtreibend, sondern auch teuer. Das einzige Seehunde-Krankenhaus der Welt ist auf Spenden und Geld angewiesen. Viele Holländer haben Patenschaften übernommen. Prinz Bernhard der Niederlande (+ 93) griff zu Lebzeiten ebenso in seine Privatschatulle wie Hollands Ministerpräsident Joop den Uyl (+ 66) die britische Rockgruppe Queen hat ein Herz für die Heuler. Die britischen Popstars verzichteten auf Tantiemen ihres Songs „It's A Beautiful Day“. Wert: Mindestens 1,5 Millionen Euro. Fast so viel, wie Pieterburen jährlich zum Überleben benötigt.

Von ihrem Freund und Gönner Prinz Aga Khan, dem früheren Flüchtlings-Hochkommissar der Vereinten Nationen, hat Lenie 't Hart gelernt: Den Tieren helfen, aber die Menschen, die mit ihnen leben, nicht vergessen. Immer wieder verletzen sich Seehunde in herumtreibenden Netzen, die Fischer im Meer entsorgt haben. Inzwischen liefern Kutterkapitäne ihre ausrangierte Fangausrüstung bei den Robber-Retter ab. Vor der Klinik türmt sich ein gewaltiger Berg Netzreste als Mahnmal auf. „Auch die Fischer sind unsere Freunde“, sagt Lenie 't Hart.

Regelmäßige Flugzählungen zeigen: Der Seehundbestand im Wattenmeer erholt sich. Selbst die Tragödien von 1988 und 2002, bei denen jeweils mehr als die Hälfte der Robber einem Virus erlag und Hunderte von Kadavern an die Strände trieben, hat die Population nicht ausrotten können. 2008 wurden im gesamten Wattenmeer der Nordsee wieder 20.254 Seehunde gezählt.

Ist Robberrettung deswegen überflüssig geworden? „Im Gegenteil“, sagt Lenie 't Hart. Jeder zweite Seehund überlebe die schleichende Vergiftung des Wattenmeers nur im Hospital. Tatsächlich registriert Pieterburen seit Jahren vermehrt Seehunde mit merkwürdig schwärenden Hautwunden. „Die Meeresverschmutzung schwächt ihr Immunsystem.“

Schleswig-Holsteins und Dänemarks Regierungen beobachten den Einsatz der quirligen Mittsechzigerin dennoch mit Argwohn. Heuler aus Aufzuchtstationen könnten Krankheiten in die Wildnis übertragen. Der Mensch soll nicht in die natürliche Selektion eingreifen.

Um die Seriosität ihres Lebenswerks zu untermauern, hat Lenie 't Hart ein Experten-Team um sich geschart: Dermatologen und Anästhesisten, Kardiologen und Chirurgen, Blut- und Darmspezialisten stehen ihr zur Seite. Auch der Entdecker des Vogelgrippe-Virus H5N1: Professor Albert Osterhaus, 51. Der Virologe von der Erasmus-Universität Rotterdam vermutet, dass Umweltgifte das Immunsystem der Meeressäuger schwächen. Selbst der Kieler Biologe Kai Abt, eher Pieterburen-Skeptiker,

schließt das nicht völlig aus: „Die Seehunde haben natürlich in gewisser Weise unter der Schadstofffracht zu leiden.“ Und immer neue Schadstoffe kommen hinzu: Biozide, die den Hormonhaushalt stören, Weichmacher, die unfruchtbar machen, Flammschutzmittel, die Wasserorganismen vergiften.

Henk hat sich prächtig entwickelt. Die Kegelrobbe ist gesund. Mehr als 40 Kilo hat sie sich angefressen. Sie zickt. Drei Pfleger müssen sie festhalten, als der Veterinär zum letzten Mal Blut abzapft. Die Sandbank wartet schon. Lenie `t Hart ist glücklich: „Unsere Seehunde sind Kämpfer! Sie wollen leben!“

Thomas Olivier

© Olivier 2009